

Das Lied vom Sommer

Autor(en): **Weber, Marta**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 24

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672775>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Während wir die anstrengenden Pflichten der Bewahrung unserer friedlichen Landesmarken übten, war es uns gleichzeitig vergönnt, an dem Wettstreit der mit uns von dem unerhörten Schauspiel erschütterten Welt teilzunehmen und das fremde Glend nach Kräften lindern zu helfen. Selbst der Uebertritt einer Heeresmasse, so zahlreich, wie sie noch nie mit einem Schlage von außen her auf dem Boden unsere Heimat erschienen ist, hat nur dazu gedient, unsere öffentlichen Einrichtungen zu erproben und den werktätigen Sinn unseres Volkes wach zu erhalten, und zu erhöhen. Wenn auch manches Opfer an Gesundheit und Leben dabei gebracht werden mußte, so können wir doch dankbar genug aufblicken zum Herrn aller Völker, da er abermals uns so freundlich geschützt hat.“ „Mitbürger!“ fährt Keller weiter, „als unsere Vorfahren den eidgenössischen Betttag einsetzten, taten sie es im Geiste jener höhern Glaubenseinheit, welche über den Konfessionen steht, um die ewige Weltordnung für das Vaterland anzurufen und aus ihr die Gesetze abzuleiten, die sie sich gaben, aus ihr das Vertrauen in den Fortbestand ihrer Unabhängigkeit zu schöpfen. Diese Quelle der Kraft und Wohlfahrt ist uns nicht verschlossen. Demütigen wir uns vor Gott, so werden wir vor den Menschen bestehen. Erforschen wir seinen Willen aus den Geschehnissen, welche er den Großen und Mächtigen bereitet,

wenn sie die Wege ihrer Willkür wandeln und lernen wir immer mehr aller eigenen Willkür entsagen. Meiden wir den Schall leerer Worte und den Scheingenuß und suchen wir immer mehr die Ruhe und den Frieden fruchtbringender Arbeit und Pflichterfüllung, so werden wir auch stets die Liebe und die Mittel zum wahren Fortschritt bewahren und äuffnen, welcher keine Feinde, sondern Freunde erweckt und die von den Vätern errungene Unabhängigkeit erhält, solange wir ihrer wert sind!“ Soweit Meister Gottfried, dessen tiefe Betttagsgedanken so gut für unsere ernste Gegenwart passen. —

Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bis auf unsere Tage werden die Betttagsproklamationen von den kirchlichen Behörden der verschiedenen Landeskirchen erlassen. Sie werden jeweils am Sonntag vor dem Betttag von den Kanzeln aus verlesen. In der Regel veröffentlicht auch die Tagespresse den vollen Wortlaut der Betttagsproklamationen bzw. Ansprachen der obersten Kirchenbehörden. Allerdings sei zum Schlusse erwähnt, daß sich im Jahre 1940 ausnahmsweise der schweizerische Bundesrat in einer kurzen, würdigen Betttagsproklamation an das Schweizervolk wandte, die überall mit Genugtuung aufgenommen worden ist und einen tiefen, bleibenden Eindruck hinterließ.

Adolf Däster, Aarau

Das Lied vom Sommer

Von Dr. Marta Weber

II.

Detlev von Siliencron, ein fast vergessener, fast verfehlteter Dichtername. Ueber Bord geworfen schon nach dem ersten Weltkrieg um seiner Kriegsbilder willen. Und konnte doch auch eines der versonnensten, zugleich von allen Klängen, Farben, Düften lebendes Sommerlied schaffen wie die „Schönen Tunitage“, mit der reinen Musik des Refrains:

Flußüberwärts singt eine Nachtigall ...

Gäbe es eine heiterere Sommerimpression als seinen Wiererzug?

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.
In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen,
So hell, so hell!

Ja, er vermag auch süß verdämmernd sich der stillen Sommerglut ganz einfach zu überlassen, schwebend hinüberzugehen in naturselbiges Nichtmehrsein.

Lag ich jüngst im hohen Sommergrase.
 Hatte gern das Menschenvolk gemieden.
 Grade, grade über meiner Nase
 zog ein Schäferwölkchen hin in Frieden;
 zog im Blauen seine stille Straße,
 zog den Weg ins Land der Pyramiden.
 Nicken Blumen, summten Himmelbrummer,
 Summten langsam, langsam mich in Schlummer.

Aber lassen wir uns nicht täuschen. Mitten in der heitern Sommerlandschaft überkommt ihn ein banges Ahnen, der Wolfenschatten, acherontisches Frösteln nennt er es. Sommer und Tod, Rosen und Herzblut, wie eigen kontrastieren sie und wie nah wohnen sie zusammen. Der Soldat, der den Tod in den Aehren findet, der junge Krieger, gefallen wo

auf Blut und Leichen,
 Schutt und Qualm,
 auf roßzerstampften Sommerhalm
 die Sonne schien.

*

Drum schaut der Dichter im Glück des Friedens, noch wissend um den Qualm und Tod der Schlachten, von hellem Sommerfize nieder auf Gärten und Felder, über die vor kurzem noch das Blitzen und der Blitz der Waffen ging. „Und Rosen, Rosen überall.“

Mit den wachen Sinnen des Jägers und Deichhauptmanns für alles Lebendige in Wald und Flur schaut und malt er seine Heidebilder. Sein heißes Temperament, sein Reiter- und Soldatenblut, seine starke, aber gesunde Sinnlichkeit fordern nach lastender Schwüle das mächtig aufbrechende Gewitter mit Blitz und Sturm und Wassergüssen.

Um Zickzack zuckt ein Blitz und Wasserfluten
 Entstürzen gierig dunklem Zelt.
 Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
 Erlösend meine Heidewelt.

Ist es nicht seltsam, daß so manche ausgesprochene Sommerdichter im Norden wohnen? Storm und die Drostse, Villencron, Fontana, Hebbel? Sommerluft weht ja auch vor allem in den Geschichten von Fritz Reuter, ein Ruch von Korn, ein leises Rauschen in den Buchenwäldern. Wälder, Fluß und Seen des Nordens sind für mich ein Land der Idylle, ein Land

des Sommers geblieben für alle Zeit. Mich wundert nicht, daß in dem träumerischen grünen Städtchen am Gutinersee der Dichter der Luise lebte, und das Idyll voll sommerlicher Lüfte und Düste, Behaglichkeit und ländlicher Liebe ersann. Des Sommers heiterster Klang lebt in dem plattdeutschen Märchen vom Hasen und dem Igel:

Und alle Kreatur wör vergnögt
 un de Swinegel ok.

Seltam, daß gerade im Norden der kurze Sommer solchen Schein von Dauer gewann, daß er ewig jung aus allen Blättern steigt. Ist es schon etwas von dem Mittsommer des hohen Nordens, in der Frühling, Sommer und Herbst zusammenfließen, und den festzuhalten der einzige Trieb des Menschen ist, ehe die grauen Tage kommen?

Und wenn ich an den Sommer denke in seiner ganzen Farbigeit, Stille, Schönheit, dann steht märkisches und mecklenburgisches Land vor meinen Augen mit blitzenden blauen Seen, dunklen Eichen, alten Bauernhöfen, weißen Herrenhäusern, roten Kirchtürmen, goldenen Garben auf endlosen Feldern. Und dann klingt neckisch lieblich des Sommers heiterster Klang mir nach aus dem plattdeutschen Märchen.

Märkisches Land, die Heimat Fontanes im Sommerlichte. Was für ein entzückend anmutiges Sommerbild in der Greta Munde, wo der junge Baltin die letzten Kirschchen vom Baum und den ersten Kuß von Gretes Mund pflückte; welch tragisch schwebender Unterton in der Sommerabendstimmung auf dem breiten Strom, der die Flüchtigen ein paar Stunden trägt, ehe sie, wer weiß, wohin, vom Floße springend und dann im Leben untergehen. Sommer liegt auf dem Platz zwischen Schloß und Bucht, wo auf der Schaukel die junge Effi Briest schwebt und wo sie mit ihren Freundinnen Stachelbeeren ißt und Probleme wälzt, dann mit erhitzten Wangen und zerzaustem Haar in der ganzen leuchtenden wilden Schönheit zwischen Kind und Weib mit neugierigen Augen sozusagen von der Schaukel ins Leben springt. Und welche Sommerbilder in den Straßen Berlins und am unglaublich poetischen Saum der

nüchternen Großstadt hat Fontane mit seinen tieftraurigen Liebesgeschichten verquickt. Wahrlich, der Unhyrische gibt dem Hyrischen Sturm nicht viel nach.

Aber wenn der Sommer sich so reich und lieblich malt bei den Dichtern der Wälder und Seen im Norden, so weckt er den Dichtern der Berge und Seen, unsern Heimatdichtern, doch auch viel schöne Weisen und farbige Bilder.

Wie Fontane, so hat Keller, beide ihrem Freunde Sturm verwandt, durch die poetische Seele, die das Unlösbare deutet, von Geschick und Landschaft, verschieden von ihm nur durch die männlich herbe Art, in der sie es tun, die schönsten Sommerbilder in seinen Novellen gemalt. Wie Heinrich und Anna durch den Sommerwald zur Heidenhöhle gehen wie Sali und Breneli, die Kinder auf dem steinigen Acker des Verschollenen, Betrogenen mit Mohnblumen spielen, wie Sali und Breneli, die jungen Liebenden durch die laue Sternennacht dem spukhaften Geiger folgen, wie sie im grauenden Sommermorgen sich vom Rahn gleiten lassen in den dunkelgrünen Strom, sind unvergängliche Bilder. Aber über Fontane hinaus hat Keller als Hyrischer aus rauschenden Eichenkronen Hans' Sturmgang vernommen und die alte Weltweise auf immer gelernt; er hat im Föhrenwalde träumend die Harzdüfte eingesogen und in der klaren Sommernacht auf betauten Fluren und unterm Sternenhimmel geht ein Schauer der Ehrfurcht über ihn hin:

Mir ist, als tät der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Er hat aber auch die Sommernacht auf den Feldern seiner Jugendheimat zu einer rührenden Geschichte voll Helfersinn und Pietät geformt, er hat dem heimwehkranken Legionär die Vision des heimatischen Aalefelds, rot beblümt, vor die müden Augen gezaubert, verlorne's Jugendland. Jugendland ist Sommerland.

*

Spät erwachte C. F. Meyer aus seelischer Gebundenheit zu freiem Leben und Schaffen. Das frühlingshaft knospende, verquellende Jugend-

liche fehlt seinem Leben wie seiner Dichtung. Wer wollte sagen, was schöner sei, der Jugend blühender Baum voll überschwenglicher Seligkeit oder der Vollendung reife Frucht mit dem blauen Sehnsuchtschauch?

Verschürzte Jugend ist ein Schmerz
und einer ew'gen Sehnsucht Hort.

Aber er spricht doch vom Hort, vom Schatz und Besitz der Sehnsucht. Und so ist es mehr Glück als Schmerz. Denn er weiß es ja von sich wie von den bildenden Künstlern:

Was martert die lebend'ge Brust,
Beseligt und ergötzt im Stein ...

Wenn Meyer die Weise vom Sommer anhebt, so hat es seinen ganz besondern Sinn. Fülle, Reife und Klarheit sind ja seine Kunst- und Lebensideale. Brot und Wein seine liebsten Symbole. Frommer Dank erfüllt ihn angesichts des Segens der Erde und schwillt sein Herz zum Freudenrausch:

Genug ist nicht genug!

Aber der Sänger und Verkärer des reifen Kornes, des Segens der Erde, weiß auch um die Gefahr, die in der schwebenden Wolke lauert, und wer unter ihr, so rosig sie auch am Horizonte stehen mag, sein Glück gefunden, mag eilen, es noch unter Dach zu bringen.

Wir schnitten die Saaten, wir Buben und Dirnen
Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
Von donnernden, dunklen Gewittern umdroht —
Gerettet das Korn, und nicht einer, der darbe,
Von Garbe zu Garbe
Ist Raum für den Tod,
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Viele Töne schlummern in seinen Sommerzeiten. Noch mehr als er Keller mit den andern jungen Dichtern und den jungen Finken aus den auf und nieder flutenden Geigentönen Hans' erlauscht. Alle seine Bergbilder vom Firnelicht und der Bank des Alten, vom weißen Spitzchen überm Wald und den Soldanellen am Gletscher, vom alten Reisebecher und dem jungen Mädchen, das in Antlitz und Gebäude die erste Bergfahrt spiegelt, alles ist von Sommer Sonne umloht; in Sommerluft rauscht die schwarzschat-

tende Kastanie, stehen die weißen Segel im Blau; aus der schwülen Sommernacht, wo am verhangenen Himmel kein Stern erglimmen will, greifen die Mächte der Finsternis aus Wassertiefen nach ihm; aber wie beruhigend weht's dann wieder von dem nächtigen See, auf dem das Spätboot mit roten Lichtern stadtwärts fährt. Und wie erlösend wirken auf das dumpfe Schweigen die freundlichen Nachtgeräusche des Sommers. So ist der Sommer ihm mehr als eine der vier Jahreszeiten, ist Gipfel und Achse des Jahres, Höhe und Wende:

Von dem ersten Blitze heuer,
der aus dunkler Wolke sprang,
Bis zum neuen Himmelsfeuer
Rechn' ich meines Jahres Gang.

Im Jahr der Seele ist auch für Stefan George der Sommer eine bedeutsame Station.

Von welchen Wundern lacht die Morgenerde.
Ein breites Licht ist übers Land ergossen,
Heil allen, die in seinen Strahlen gehn.

Vor ihm verstummt die Klage, die aus dem totgesagten Parke quoll, dem reichen Glitter des Buchenganges, dem kühlen Mauerbrunnen; neuer Sommer siegt über die Kühle, die die Waller im Schnee umgab, in verwunschenen Talen von nackter Helle und von blassen Düften. Der Lüfte Schaukeln wie von neuen Dingen entbietet ihm ein neues Abenteuer. Und ob er auch gewähnt, in tiefer, kalter, winterlicher Stille: Ins Frühjahr darf ich dich nicht mit mir nehmen, so klingt aus dem Lied der summenden Gemarken, dem Lied des Sommers ihm nun Glückverheißung:

Denn wird das Glück sich je uns offenbaren,
wenn jetzt die Nacht, die lockende, besternte,
in grüner Garten Au es nicht erspäht?
Wenn es die bunte, volle Blumenernte,
Wenn es der Glutwind nicht verrät?

Aber es ist ein Sinnender und Besonnener, der doch durch den Sommer schreitet wie durch den Herbst: fragend, wägend, zweifelnd, ahnend, nicht imstande, sich dem Rausch des Sommers einfach hinzugeben, sich einlassen zu lassen vom zitternden Summen in zitternden Sonnenkringeln. Ein allzu Wacher, zweifelt er

daran, daß dieses süße Leben ihm genüge, ob er sich auch entschließt, „als dankbereiter Gast darin zu wohnen und in die Sommerbläue zu schauen, die freundlich ihm aus heller Welle winkt.“

Entschlossen nennt er sich, die Blätter durrer Zeiten hinter sich zu lassen, doch gerade darum rascheln sie auch durch den Sommerfang als jene „trübe Mahnung, die uns peinigt und Schreck in unsre goldnen Lande streut“. Sollte dieser pathetische Verkärer der Vergängnis nicht vor allen die Kühle jenes Wolfenschattens spüren, der alle fühlenden Seelen leis erbeben läßt im Grün der Wipfel, in der Farben Flur?

„Sie lehrten uns, das Glück in seinem Flüchten zu streifen, und es bleibt noch zarte — Spur an unsrer Hand wie Schmelz von reifen Früchten.“

*

Wie Milke, liebend und lauschend leise ins Herz der Wesen und Dinge eindringt, so taucht er in den Binnensee der offenen Rosen, die alle Sommerhimmel in sich spiegeln, magisch sich füllen und mächtig sich verströmen, wer sagt wohin, nach innen oder nach außen? Alles wird Sommers voll von ihrem Dufte, und der ganze Sommer doch wieder schließt sich um uns zum Raum,

bis der ganze Sommer ein Zimmer
wird, ein Zimmer in einem Traum...

Und wiederum in Mädchenseelen sich versenkend, deutet er die summenden, müde machenden Sommernachmittagsstunden drinnen am Klavier, voll Ungeduld, denn draußen ist der Park, und aus ihm strömt verwirrender Fasmingeruch; oder er gräbt nach verschütteten Kindheitsstunden und findet die ungewissen Mängste vor Gewittern.

Wenn uns einer der schönsten Verse Eichendorffs durch den Sinn geht, wo die Brunnen verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht ... dann möchten wir glauben, daß kein Dichter von der Sommernacht und den Brunnen noch einmal etwas zu sagen vermöchte. Aber wie plätschern sie in dunklen Versen Hesses, wo der Wanderer, nicht von seliger Laugenichtslust, sondern von tiefer Unrast, der Flüchtling, der

Unbehauste, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt getrieben, sie vernimmt:

Wie fremd und wunderbarlich das ist,
daß immerfort in jeder Nacht
der leise Brunnen weiterfließt,
vom Alhornschatten kühl bewacht.

Und er weckt immer den selben Traum:

Ein rotblühender Kastanienbaum,
ein Garten voll von Sommerflor,
einsam ein altes Haus davor...

Aber Hesse weiß auch um die höchste Sommerferienlust, in der die barsüßigen Buben in vollkommener Einsamkeit und Freiheit durch die Bachtobel pirschen, wo in den klaren Tümpeln die Forellen spielen, wo dunkle Blöcke ragen, mit der Angelschnur an Flüssen und Seen liegen, auf selbstgezimmerter Floßen treiben, unter Zeltedächern wohnen, für Tage für Wochen jeder ein Robinson, ein freier Wilder. Und doch sind sie stiller als sonst, als ob die Hitze und das innere Glück ihr lärmiges Wesen dämpften. Um dieses Buben-Sommerglück weiß Hesse auch, und daß seinem Hans Giebenrath diese Tage geraubt werden, just das wirft ihn unters Rad, und so steigt aus dieser Buben-sommergeschichte ein dunkles Weh empor.

So ist es gut, so sollt es ewig sein, das ist der Ton, auf den auch die Sommerweise der Buben gestimmt ist. Und weit, weit schieben sie sie innerlich von sich, jene fürchterlichen Schultage, die sie wieder aus ihrem Paradies zerren werden, sogar der stille Hanno Buddenbrook sagt zu jeder Stunde, die ihm aus den Wellen der sommerlichen See aufsteigt: Verweile doch, du bist so schön! Und hält mit seinen schwachen Wänden bebend die kurze Seligkeit fest, die ihm doch allzubald entfallen wird. Und dann sucht er mit hundert Listen und Künsten sich den zusammenschmelzenden Rest zu einem Ganzen umzudichten.

Nein, kein Ende, kein Ende! Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit. Wer weiß, aus welcher sommerlichen Mitternacht oder aus welchem gleißenden Sommermittag Nießche sich die trotzigte Kraft zu dieser glühenden Illusion holte, wider sein besseres Wissen.

Die Sommer seien früher besser und länger gewesen, pflegen die alten Leute zu sagen. Ach, uns allen erschien in der Kindheit der Sommer unendlich lang, und es ist eine rechte Alterserscheinung, am längsten Tag zu unken: Nun geht's schon wieder bergab. Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, so ist mir, es sei immer Sommer gewesen. Eine lange, wunderbare Zeit mit dem Geruch des Wassers, mit den schattigen Bänken in den Alleen, mit dem Spiel von Haschen und Verstecken um Heuschöchlein und am Saum der Aehrenfelder, mit dem Duft von Walderdbeeren und einer verwirrenden Blumenfülle in den Gärten. Entweder war es Sommer in der Kindheit, oder man harrete des Christbaums. Und diese beiden Gipfelpunkte, so nah beisammen wie im Kinderdasein wohnen sie beieinander nur noch bei dem ins Vergangene am tiefsten versponnenen Dichter mit den blauen Kinderaugen, in die sich wie bei seinem Alten in Immensee die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben schien... Nein, da ist noch einer, der Märchenmann aus dem Norden, Andersen. Er gab uns ein wunderbares Märchen vom Winter, das Märchen von der Schneekönigin. Sie wohnt in ihrem klaren, kühlen Reich von Frost und Kristall, und den sie küßt — dem wird das Herz kalt, und er vergißt alle Lieblichkeit und allen Duft des Sommers, wie der kleine Kay; vergißt Jugend und Sonnenschein und Liebeswärme. Er zerpflückt und zertritt die Rosen der kleinen Gerda und bewundert durchs Glas die Vollkommenheit der Eiskristalle. Als dann aber die Tränen der kleinen Gerda, die ihn durch die ganze Welt gesucht und endlich gefunden hat, ihm auf die Brust fallen, da taut der Eisklumpen seines Herzens auf, er hört das alte Liedchen wieder

Im Tal blühen die Rosen so schön,
Wir werden das Christkindlein sehn...

Und sie küßt ihn und führt ihn aus der Schneekönigin kalter Herrlichkeit zurück in Gottes hellen Sonnenschein.

Da saßen sie beide, erwachsen und doch Kinder, Kinder im Herzen, und es war Sommer, warmer, leuchtender Sommer.